

170

Paul Parin

Zuschauen bei der Arbeit in der Volksrepublik China

Einundzwanzig schweizer Touristen und ein Reiseleiter, Dr. W. aus Bern, die der Popularis Tours annähernd sechstausend Schweizerfranken pro Person gezahlt haben, betreten am 6. Oktober 1975 in Lowu, etwa eine Kleinbahnstunde westlich der Station Kowloon (britische Kolonie Hongkong), den Boden der Volksrepublik und verwandeln sich dadurch in »Freunde aus der Schweiz«, was sie bleiben, bis sie am Abend des 22. Oktober auf dem Flugplatz von Peking die DC 8 der Swissair besteigen und durch diesen Akt wieder zu Touristen werden.

Freunde Chinas haben nicht unbedingt freundschaftliche, zärtliche oder liebevolle Gefühle für die Chinesen oder ihr Land. Das ist Privatsache, interessiert nicht. Elf bis zwölf der einundzwanzig hegen, wie wir unschwer feststellen, durchaus negative, verächtliche oder anderswie böartige Gefühle gegenüber ihren neuen Freunden. Auch politische Freundschaft, im Sinne des Maoismus, der Linken oder linken Sympathisantentums kann nicht gemeint sein. Freunde aus der Schweiz sind gekommen, um eine neue entscheidende Stufe der Entwicklung der Menschheit zu sehen.

Dieser Anblick erfüllt mit Freude, mit erhabenen Gefühlen des Staunens, der Hoffnung und der Bewunderung. Diese Gefühle heißt man hier Freundschaft. Treten sie nicht in Erscheinung, ist es nicht etwa Schuld der Freunde aus der Schweiz. Solchenfalls haben sich unsere Gastgeber vorzuwerfen (und wenn es mal so weit kommt, tun sie das auch mit bedauernden Worten, sorgenvollen Mienen und verbesserter Reiseplanung), daß sie uns die Diktatur des Proletariats nicht richtig, nicht intensiv oder umfassend genug vor Augen geführt haben. Denn sonst wäre unsere Freundschaft ja da: Wer würde denn ein glückliches, gesichertes Leben nicht einem unglücklichen, ausgebeuteten vorziehen, ein schönes Haus nicht einer Strohhütte, in die der Regen nachts hereinrinnt, einen gesunden Zahn nicht einem hohlen, der schmerzt!

Wir Freunde möchten und sollen also zusehen, wie der Kommunismus aufgebaut und herbeigeführt wird, dürfen zuschauen, wie das Volk arbeitet. Am frühen Morgen, so um 7 herum, begibt es sich zur Arbeit. Es begibt sich, es eilt nicht, hastet schon gar nicht. Mit Fahrrädern, noch mehr Fahrrädern, zu Fuß, in Autobussen und in Lastwagen, die ihre Leute einsammeln und zum Betrieb bringen, strömt es her und hin. Wieso hat

171

niemand es eilig? Sind alle rechtzeitig aufgestanden? Hin und zurück, in der Mittagspause zur Kantine, abends nach Hause oder zum Volksrestaurant, nirgends ist Dringlichkeit geboten. Nicht einmal sechzehnjährige Buben fahren rascher als der hochchiminbärtige Genosse in seiner

verblichenen Maobluse, sie veranstalten kein Wettrennen, wollen einander nicht Überholen. Jeder klingelt, die Autobusse und Lastwagen hupen laut, anhaltend, rhythmisch oder abgehackt, aber nicht ungeduldig. Lärm – so müssen wir einsehen – mahnt nicht zu Eile, sondern zur Vorsicht. Ist der Wettlauf mit der Geschichte so leicht zu gewinnen, daß man nie rennen muß ?

Man zeigt den Freunden Betriebe, insgesamt etwa zwanzig. Der Autobus bringt uns hin. Wir kommen um acht Uhr, um halb neun, wie vorgesehen an. Die stellvertretende Vorsitzende des Revolutionskomitees, einige Mitglieder desselben, ein paar Kinder, ältere Leute warten auf der Straße. Händeklatschen. Dann geht es in das Sitzungszimmer. Der lange Tisch ist weiß gedeckt, hohe Porzellantassen mit Deckel, in die dann Mädchen (nie Knaben!) Tee einschenken, Zigaretten, Zündhölzer und Aschenbecher aus Porzellan, die mit revolutionären Motiven verschönt sind. Vorstellung gegenseitig. Zuerst die stellvertretende Vorsitzende (sie sieht aus wie sechzehn, ist aber siebenundzwanzig) in dieser Keramikfabrik, und das sind, jede und jeder mit Namen, ihre Genossen vom RK. Händeklatschen. Das ist Dr. W., das sind die Freunde aus der Schweiz. Händeklatschen. Wir

freuen uns, daß sie die Keramikfabrik soundso in der Mittleren Kleinstadt ... in der Provinz ... besuchen. Herzlich willkommen, die Freunde aus der Schweiz. Frau Liu, die uns im Auftrag der zentralen Reiseorganisation Lüxingshe begleitet, hat stockend, sorgfältig, ausgestattet mit einem umfassenden Wortschatz und geleitet von allen Regeln deutscher Grammatik übersetzt. Jetzt übernimmt der Übersetzer des Ortes das Amt. Die stellvertretende Vorsitzende sagt: Ich will Ihnen eine einfache Information über die Keramikfabrik usw. geben. Und sie tut es: Was war hier vor der Revolution, wie wurde es danach, was brachte die große proletarische Kulturrevolution, was die Kampagne gegen Konfuzius. Wie ist es heute. Woher kommen die Rohstoffe, wie viele Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigen wir, wie weit ist die Mechanisierung fortgeschritten, was wollen wir demnächst tun, um die Produktion zu verbessern, zu vergrößern. Was für Gesundheitsdienste wurden eingerichtet, wie arbeiten die Kinderkrippen, Kindergärten, Schulen. Noch ein Satz der Selbstkritik, was alles in unserem Betrieb noch nicht geleistet ist. Bis sie befriedigt und lächelnd schließt, »das war eine kurze Information über die Keramikfabrik ...«, und die Frage an Herrn Dr. W. und damit an die Freunde übersetzt wird: Wollen Sie jetzt Fragen über unsere Arbeit stellen oder später? Nach einer kurzen Diskussion jedesmal das gleiche Ergebnis: später. Dann schreiten wir alle zusammen oder in Gruppen mit je einem

172

Übersetzer, geführt von den Genossen des Revolutionskomitees, durch den Betrieb.

Ist es nicht uns allen ein wenig unangenehm zuzusehen, wie andere Leute arbeiten? Sollten wir nicht diskret vor unsere Füße blicken, wenn eine Arbeiterin, mager, mit müder Haut über den

Backenknochen, einen raschen Blick zu uns herüberwirft und sich wieder über die surrende Maschine beugt? Da schauen wir lieber dem jungen Mann zu, der an einer Drehbank langsam und sorgfältig kupferne Blättchen zufeilt. Neben ihm steht ein anderer, der ihm ein Blättchen nach dem anderen aus einem Korb reicht, wie wir ihn zum Beerensammeln verwenden. Die Arbeiterin von vorhin gleitet von ihrem hohen Stühlchen, zündet sich eine Zigarette an, lehnt sich an die nächste Trägersäule. Eine Kollegin, viel jünger, in mausgrauer Bluse mit zwei Zöpfchen und kleinen roten Mäschlein daran, ist auf den Sitz geglitten. Sie hatte im Dunkeln neben unserer Arbeiterin gekauert, die sie jetzt ablöst. In der nächsten Halle wird nicht gearbeitet, hier steht man herum, diskutiert und raucht.

Wo immer wir hinkommen, wird uns das Zusehen leicht gemacht. Denn auch uns betrachtet man, tauscht Beobachtungen aus, lächelt über uns oder wendet sich enttäuscht oder befriedigt wieder der Maschine zu. Denn überall, in all den Spinnereien und Webereien, in der Ziegelei und Keramikfabrik, in der Möbelwerkstätte und im Eisen-Walz- und Hammerwerk sind viele Arbeitsplätze, die für einen Werktätigen bestimmt sind, von zweien besetzt. Der andere wartet, hilft da und dort, dient etwas zu, plaudert, damit es nicht so eintönig wird, löst schließlich den ersten am Arbeitsplatz ab. Denn das Tempo ist nicht geringer als bei uns; manche schauen nur einen kurzen Augenblick auf, wenn unsere Gesellschaft hereinströmt, aber andere sind gerade nicht beschäftigt, betrachten uns, reden oder scherzen ein wenig mit der stellvertretenden Vorsitzenden. Sie erklärt uns, daß sie früher, bevor ihr die große Verantwortung übertragen wurde, drüben an jenem Platz gesessen ist. Gern täte sie es wieder. Es war lustiger und weniger schwer für sie als heute. Vielleicht werden die Genossen ihr bald einmal erlauben, auf ihren Platz zurückzukehren.

Für jeden Arbeitsplatz zwei. So ist jedermann beschäftigt. Jeder wird nach seiner Leistung bezahlt. Es gibt keine nutzlosen Esser, die von der Gemeinschaft ernährt werden müssen. Ist eine besondere Aufgabe da, muß man bei Hochwasser den Damm ausbessern, der den Fluß dort im Zaum hält, braucht eine Kommune Hilfe bei der Reisernte oder wird wer zu einem Kurs, zu einem anderen Dienst an der Gemeinschaft abberufen, entsteht keine Lücke. Es steht nichts still, alles kann weitergehn, die Produktion leidet nicht, wenn Genossinnen und Genossen zu anderen Pflichten abberufen werden, krank werden oder sterben.

Da haben wir den ersten Grund dafür, warum es in diesen Fabriken und

Werkstätten gar nicht unangenehm ist, bei der Arbeit zuzusehen. Wir sind nicht die einzigen, die das tun. Ein Teil der Arbeiterinnen und Arbeiter tut es auch, »wenn muntre Reden sie begleiten...«

So kommt es, daß die Atmosphäre im Betrieb nicht anders ist als die in den Straßen der Großstadt: Entspannt, würden wir sagen. Doch das ist nicht das richtige Wort dafür, da müßte vorher etwas Gespanntes gewesen sein. Bei uns zu Hause heißt es »lässig«, was so viel bedeutet wie cool, relaxed und gemütlich.

Vielleicht ist doch eine Spannung da. Viele haben so eine senkrechte nachdenkliche Falte über der Nasenwurzel, auch ganz junge Mädchen und Burschen. Ist es die Zeit vor der Revolution, die Ausbeutung, die ihnen allen noch im Nacken sitzt? Ein fünfzigjähriger Arbeiter in einer Fabrik für elektrische Apparate stand, als die Revolution kam, bereits an derselben Werkbank, an der er heute steht: Damals war ich vierundzwanzig, und meine Frau, die heute im Revolutionskomitee ist, war zwanzig. Aber heute ist es ganz anders. Keine Ausbeutung. Sie verstehen, wir haben 12 Stunden am Tag gearbeitet und hatten nicht genug zu essen, wir wohnten in einer feuchten Baracke, und hier am Arbeitsplatz gab es nicht genug Licht, so daß viele Stücke verdorben wurden, und die Augen haben gelitten. Sehen Sie da, die Neonröhre: jetzt kann man gut sehen. In jeder Fragestunde nach so einer Führung wird betont, daß hier in diesem Betrieb vor der großen Revolution Ausbeutung geherrscht habe. Das Proletariat hat dem ein Ende gemacht (manchmal sagt man: unter der Anleitung des Vorsitzenden Mao). Zum Beispiel ... Nach jeder theoretischen Erklärung gibt es »ein Beispiel«. Das erste klingt abgegriffen, ist sicher schon Freunden aus Algerien, aus der Bundesrepublik, aus Brasilien erzählt worden. Wenn wir weiter fragen, weitere Beispiele. Die wirken neu und frisch, manchmal muß die stellvertretende Vorsitzende scharf nachdenken, manchmal springt ein anderes Mitglied des Revolutionskomitees ein, um das beste Beispiel für die Folgen der Abschaffung von Ausbeutung zu finden. Hier in dieser Halle war es im Winter kalt und feucht, so daß alle Arbeiter lungenkrank wurden, im Sommer so heiß, daß viele in Ohnmacht gefallen sind. Dort arbeiteten Kinder, und die Säcke waren 50 Pfund schwer. Jetzt sind nur Erwachsene beschäftigt (die allerdings oft klein und zart wie Kinder aussehen), die Säcke sind nur 25 Pfund schwer und werden auf Schienenwägelchen transportiert. Im Walzwerk war es so laut, daß man nach einem Jahr taub war und lebenslänglich taub geblieben ist. Die alten Arbeiter sind heute noch taub. Jetzt hat man große und hohe Hallen gebaut, die Maschinen stehen weit auseinander, der Lärm ist gering.

In der Seidenspinnerei in Wushi war es besonders heiß und stickig. Der säuerliche Gestank der gekochten Seidenkokons, die während des ganzen Arbeitsganges in heißem Wasser schwimmen müssen, machte die Arbeit

zur Qual. Jetzt ist ein System von Belüftung und Dampfabzügen eingerichtet. Rohre aus Bambus, Holz und Blech, die an Drähten hängen, leise summende Ventilatoren, es sieht aus wie von

minderjährigen Bastlern hergestellt, und angenehm frische und trockene Luft umstreicht jeden der mehrhundert Arbeitsplätze.

Es ist anscheinend so, daß ein bequemer Arbeitsplatz, die Lebensqualität, würden wir sagen, das ist, was der Arbeiter von seiner Revolution erwartet und durch sie erhalten hat. So merkt er während acht Stunden am Tag und sechs Tagen in der Woche, daß die Ausbeutung abgeschafft ist. An der Lohntüte merkt er es auch – was ist das aber, gemessen an Tuberkulose und lebenslänglicher Taubheit.

Also: Man kann sich ausruhen während der Arbeit, mit den Genossinnen und Genossen reden, ihnen Ratschläge geben oder helfen, man kann eine Zigarette rauchen, kann in richtiger Temperatur, bei gutem Licht, in guter Luft und ohne allzu großen Lärm sein Werk tun.

Ist es darum »lässiger« als bei uns? Nicht nur. Man bedenke, daß wir in all den Betrieben mit dem oder der Vorsitzenden des Revolutionskomitees durch die Hallen geschritten sind, stehen geblieben sind, in die Latrinen und in die Kantinen geströmt sind, einundzwanzig sonderbar aussehende und gekleidete Fremde und die Direktion. Ja, das Revolutionskomitee *ist* die Leitung: administrativ, ökonomisch, politisch. Aber kein einziges Mal haben wir beobachtet (auch keinem unserer mißgünstigen Reisegefährten ist das gelungen), daß ein Arbeiter seine Haltung oder seine Tätigkeit auch nur eine Spur verändert hat, wenn die Herrschaften hereinspazierten. Wer rauchte, der rauchte weiter, wer plauderte, unterbrach sich nie, wer zu uns hinschauen wollte, tat es, und wen seine Arbeit gerade mehr interessierte, sah nicht davon auf. Das hat den Freunden aus der Schweiz am meisten Eindruck gemacht. Es schien uns ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Arbeiter für sich selber arbeiten, daß sie vor ihren Genossen, der »Direktion« keine Angst, nicht mehr Respekt und nicht mehr – aber auch nicht weniger – Achtung haben als vor sich selber.

In einem der zahlreichen Kindergärten, die uns empfangen haben, taten Vierjährige in bunten Kleidchen das ihre zum Aufbau des Sozialismus. Sie saßen um runde Tische herum, nahmen Glühbirnen für Taschenlampen aus großen Schachteln und steckten sie in vorgestanzte Löcher in Kartons, je 10 Birnen in einen Karton, zehn Kartons kommen zum Versand in eine Packung. Als wir hereinkommen, stehen alle auf und singen ein Freiheitslied. Der Vierjährige neben mir hat eine starke Stimme. Er schaut halb erstaunt und halb schelmisch zu mir auf. (In der Übersetzung der Ansprache, gehalten von einer Fünfjährigen, hießen die Kleinen uns, Omas und Opas, Onkel und Tanten aus der Schweiz, willkommen.) Mit der linken Hand aber fährt der Sänger fort, emsig und geschickt ein elektrisches

Birnlein nach dem anderen in den gelochten Karton zu schieben. Das Lochspiel, der sozialistische Aufbau ist durch den Besuch und den Gesang nicht unterbrochen worden. Er spielt und arbeitet für sich, das heißt für das Proletariat, das er selber ist.

In der einfachen Information über Geschichte und Tätigkeit der Seidenspinnerei in Wushi, welche die Kokons aus der Seidenraupenzucht einer Kommune verspinnen, die wir am Vormittag besichtigt haben, ist von Mechanisierung die Rede: sie sei erst zum kleinen Teil durchgeführt. Es bleibe noch viel zu tun.

Die Arbeiterinnen des ersten Arbeitsganges sitzen da und warten auf uns. Sie tun es freiwillig und anscheinend gerne. Da sie die frisch gekochten Kokons durch eine Art Hechelmaschine treiben, um die unnützen wolligen Fäden, in die sich die Raupen gehüllt haben, zu entfernen und sie dann in Heißwasserbehältern in den weiteren Prozeß zu geben, hätten sie eine Stunde früher heim können, ihre Kokons befinden sich bereits auf dem langen Weg bis zur Seidengarnsträhne. Die Arbeiterinnen diskutieren angeregt. Wir fragen: über was? Ein etwas verlegenes Lachen: Über des Vorsitzenden neue Literaturkritik, es geht um einen Bauernroman, der jetzt viel gelesen wird. Der Vorsitzende schreibt, der Bauernrevolutionär ist gar kein Held, er ist ein negatives Beispiel, denn er stirbt und seine Revolte mit ihm. Der junge Bauernführer, der vor der Übermacht der Landeigentümer mit wenigen Getreuen in die Berge flieht, könnte ein positiver Held sein. Mit ihm kann die Revolution weitergehen. Doch der Roman verfolgt sein Schicksal nicht weiter.

Gehört Literaturkritik zum Arbeitsgang, zum Aufbau des Sozialismus, zum Überbau oder zur Basis? Die Antwort auf diese Frage findet sich in der nächsten Halle, wo der Fließbach (nicht das Fließband) läuft. An jeder Spinnmaschine, die hier in langen Reihen surrend das Seidengarn haspeln, laufen sechs Spindeln. Von den Kokons, die in einem kleinen Becken in heißem Wasser schwimmen, werden jeweils sieben kaum sichtbar dünne Kokonfäden abgespult, bilden ein Garn. Je drei Spindeln konnte eine Arbeiterin früher bedienen. Sie mußte merken, wenn ein Fädchen riß oder ein Kokon abgespult war. Dann ließ sie einen neuen Kokon in das Becken fallen, schlang mit einer drehenden Bewegung das Fädchen an seine sechs Mitläufer ein. Die Mechanisierung ist mit dem Fließbach gelungen. In einer Zementrinne fließt vor der Arbeiterin ein Bächlein warmen Wassers vorbei. Darauf schwimmen Schiffchen den Strom herab. In ihnen heißes Wasser mit etwa einem Dutzend frischer Kokons. Die Schiffchen sind aus Plastik. Sie sind mit einem Hebelsystem aus Holz und Messing versehen, mit einem feinen Tastarm, der einen Exzenter berührt, der an den Fäden, die zur Spindellaufen, abtastet, ob alle sieben laufen. Sind es nur sechs, wird ein Kokon aus dem Schiffchen gehebelt und ins Becken geworfen, das Fädlein

schlingt sich im Vorbeigleiten an seine Mitläufer an, das Schiffchen tänzelt lautlos weiter zur nächsten Spindel. Eine Arbeiterin kann jetzt zwanzig Spindeln bedienen, sie muß nur die abgespulten Kokons herausfischen und festgefahrene Schiffchen mit einem Stubs der Fingerspitze flott machen.

Wie ist das zarte, verspielte Wunderwerk des lautlosen Fließbaches mit seinen kokon-beladenen Schiffchen entstanden? »Die Arbeiterinnen unserer Spinnerei wollten die Produktion vergrößern. Sie diskutierten und probierten. Die Mechaniker der Werkstätten für Industrie haben ihnen geholfen. Bald werden alle unsere Spindeln mechanisiert sein. Die Qualität der Seiden hat sich schon heute sehr verbessert.«

Nicht überall geht es so zart und fein zu. In der Landwirtschaft und Viehzucht herrscht der gleiche stetige, unerbittliche, ausdauernde Rhythmus der Arbeit wie bei allen Bauern der Welt. Niemand kann länger arbeiten oder die Pausen länger bemessen, niemand kann mehr diskutieren, als es der Gang der Jahreszeiten, der Hunger der Tiere, die gefüttert werden müssen, zuläßt. Biologisch notwendige Pausen, der Wechsel von Sonne und Regen, Winter und Sommer, Zwänge der Natur, dem Leben aufgeprägt. Hat die Arbeitsweise des Bauern die nachrevolutionäre Fabrik in China verändert? Wer produzieren will, darf Stillstand ebenso wenig dulden wie unziemliche, dem Menschen unbekömmliche Hast.

In einer Entenzucht nahe bei Peking. Tausende Enten kriechen täglich aus dem Brutofen. Nach sechsundfünfzig Tagen kommen sie als schwere, weißgefiederte Mastenten auf den Markt. Zwei Wochen vor ihrem Ende werden sie mit der Maschine gefüttert. Eine junge Genossin sitzt in einem Käfig. Links spuckt ein Behälter eine Ente nach der anderen in ihre Hände. Sie schiebt das Tier an den grüngestrichenen Apparat, der vor ihr steht und aussieht wie der Limonadespeier im Selbstbedienungsrestaurant. Der Schnabel des Tieres wird geöffnet, das Gummi-Mundstück des Apparats hineingeschoben, der Apparat rattert und schiebt soundsoviel Gramm Getreidebrei in den Schlund der Ente. Unaufhörlich, eine Ente nach der anderen, Rattern des Apparats. Ist hier die Fabrik in die Landwirtschaft eingedrungen?

Vielleicht zeigen all diese Fragen nur, daß wir Zuschauer bei der Arbeit, Zaungäste der Diktatur des chinesischen Proletariats, noch nicht richtig fragen können. Wir suchen Definitionen, statt zu beobachten. Da wir an diesem Aufbau des Kommunismus gar nicht teilnehmen können, weil wir weder Chinesen sind, noch in der chinesischen Volksrepublik leben, kann unsere Lebenspraxis nicht die richtige Theorie hervorbringen. Genauer gesagt: Von den beiden Linien, die bei jeder menschlichen Tätigkeit miteinander im Wettstreit liegen, hat bei uns die richtige, revolutionäre Linie noch nicht die Führung übernommen. Wie sollten wir da richtig sehen und verstehen können, wie jene arbeiten, die der richtigen Linie folgen?